

Leopold Mozart.
1759.

(Nach dem in Mozarts Geburtshaus in Salzburg befindlichen Original mit Erlaubnis des Eigenthümers »Internationale Stiftung Mozarteum« und des Administrators des Mozart-Museums Director J. E. Engl.)

Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozart's irdischem Lebensgange.




Von

Joh. Ev. Engl.



Ein Vortrag,
gehalten in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde
am 13. Februar 1902.





Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozart's irdischem Lebensgange.

W. A. Mozart, das 7. und letzte Kind des f. e. Vicehofkapellmeisters Leopold und seiner Frau Marianne Mozart, des f. e. Pflieg-Commissärs Bertel Tochter in St. Gilgen, wurde am 27. Jänner 1756 im Kaufmann Hagenauerhaus III. Stock — heute „Mozart-Museum“ — geboren, und starb am 5. Dezember 1791 zu Wien im kleinen Kaiserhause I. Stock in der Rauhensteingasse, wo bereits seit langer Zeit und heute noch der „Mozarthof“ steht. Es fehlten ihm 1 Monat und 22 Tage auf das vollendete 36. Lebensjahr!

Von diesen 36 Lebensjahren verlebte er an 16 Jahre (die ersten 6 Jahre und weitere 10 Jahre mit Unterbrechungen) im elterlichen Hause in seiner Geburtsstadt Salzburg, 10 Jahre auswärts auf Kunstreisen, und die letzten 10 Jahre in seiner Sterbestadt Wien.

Das schöne Kind schöner Eltern zeigte sich bereits im 5. Lebensjahre und von dem Augenblicke an, als ihn sein Vater nach Verlangen an das Clavier setzte und die Tasten tändelnd spielen läßt, als Wunderkind und von unendlicher Liebe zu seinen Eltern und seiner 4 $\frac{1}{2}$ Jahre älteren Schwester Anna Marie. Nicht oft genug kann der kleine Wolfgang fragen, ob ihn der Vater, die Mutter, die Schwester und die Freunde, die in der Eltern Wohnung aus- und eingehen, lieb haben? Er kann fortan ohne diese Liebe nicht ruhig sein, sie war ihm in seinem kindlichen Fühlen Bedürfnis geworden und er hatte sich dieses Gefühl treu und dankbar bewahrt auf allen seinen späteren Lebenswegen, in guter und in schlechter Zeit. Mit diesem seinem Gefühle ist er in Allem, was außerhalb seiner Kunst lag, ein Kind geblieben, auch mit allen Schwachheiten eines solchen noch im Mannesalter und auf sich selbst angewiesen, oft genug zu seinem eigenen Schaden. Selbst unangenehme Erfahrungen konnten dieses sein Warmfühlen nicht ändern.

Als der Vater in seinem „Woserl“ ein Wunderkind erkannte, wurde er ausschließlich sein Lehrer und Erzieher. — Er gab seinen Nebenerwerb in Musikstunden auf, und verwendete seine dienstfreie Zeit nur ihm und der Tochter, während seine Frau den Haushalt besorgte und sich darin später von der Tochter Marianne gelegentlich unterstützen ließ, als diese nicht mehr an den Kunstreisen des Bruders theilnahm, um es auch in dieser Richtung nicht an dem Nothwendigen im Haushalte fehlen zu lassen.

Nicht etwa, daß der Vater das Kind im ersten Anfange zum Lernen zwang; daselbe kam selbst mit seinen Bitten an ihn heran, wenn er im Wohnzimmer mit Hofmusikern an Sonn- und Festtagen nach dem Hochamte im Dom, Kammermusik spielte. Was ihm sein Vater sagte, das war ihm Gebot. Nach zwei Jahren hatte dieser es mit dem Kleinen soweit gebracht, daß er sich entschloß, dessen Können und Wissen zunächst dem kaiserlichen Hofe und der Residenzstadt Wien und dann den königlichen und fürstlichen Hofhaltungen des Auslandes vorzuführen.

Im Vorberichte zur II. Auflage seiner (im Geburtsjahre des Sohnes verfaßten) „Gründlichen Violinschule“, am 24. des Herbstmonates 1769, schreibt der überglückliche Vater, den diese Schule als Musikgelehrten berühmt machte, die ihm noch in den 70er Jahren — wie er selbst berichtet — jährlich gering gerechnet 50 fl. eintrug, und mit der sich auch malen ließ :

„Da die I. Auflage dieses Buches seit fünf Jahren sehr rar geworden und schon fast vor drey Jahren völlig verkauft war; wird man nicht die Ursache dieser Verzögerung zu wissen verlangen? — Ich war nämlich seit 1762 sehr wenig zu Hause. Das außerordentliche musikalische Talent, mit welchem der gütige Gott meine zwey Kinder in vollem Maaße gesegnet, war die Ursache meiner Reise durch einen großen Theil Deutschlands und meines sehr langen (3½ Jahre) Aufenthaltes in Frankreich, Holland und Engelland zc. Ich könnte hier die Gelegenheit ergreifen das Publikum mit einer Geschichte zu unterhalten, die vielleicht nur alle Jahrhundert erscheint, und die im Reiche der Musik in solchem Grade des Wunderbaren vielleicht gar noch niemals erschienen ist; ich könnte das wunderbare Genie meines Sohnes beschreiben; dessen unbegreiflich schnellen Fortgang in dem ganzen Umfang der musikalischen Wissenschaft von dem fünften bis in das dreyzehende Jahre seines Alters umständlich erzehlen; und ich könnte mich bey einer so unglaublichen Sache anf das unwidersprechliche Zeugnis vieler der größten Musikmeister, ja sogar auf das Zeugnis des Meides selbst berufen. Da ich aber nur einen kleinen Vorbericht und nicht eine umständliche Geschichte hier zu schreiben habe; so hoffe nach meiner Zurückkunft aus

Italien, wohin ich nun unter dem Schutze Gottes zu reisen gedenke, das Publikum mit dieser Geschichte zu unterhalten“.

In dieser Zeit trat Wolfgang bereits als Pianist, Orgel- und Violinspieler auf, nicht minder als Componist, als welcher er in seiner anfänglichen Schaffensperiode von 1761—1773 bereits 190 Werke vollendet hatte und endlich sich nebenher noch überdies Kenntnisse in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache erwarb.

Diese vom Vater Leopold in Aussicht gestellte Geschichte blieb zwar ungeschrieben, dafür finden sich an 80 Briefe des Vaters (und an 170 Briefe des Sohnes) im „Mozart-Museum“ gesammelt.

Er schrieb sie auf seinen verschiedenen Reisen — zuerst mit der Familie, dann mit den beiden Kindern und zuletzt mit Wolfgang allein, — an seinen Hausherrn und Freund Hagenauer oder dessen Frau; Nissen bemerkt mit Recht in der Vorrede zu seiner „Biographie W. A. Mozart's“, Seite XIV: „Wären diese Briefe an einen Gelehrten oder an einen Musikverständigen geschrieben gewesen, so hätte der Briefwechsel ihnen sicher mehr Interesse gegeben, als sie enthalten“. — Diese Briefe harren noch des Gebrauches zur Ausarbeitung einer Reisegeschichte, wie sie Leopold Mozart vorhatte. Sie berichten die hauptsächlichsten Erlebnisse, die Aufnahme am kaiserlichen Hof zu Wien, wie jene an den königlichen und fürstlichen Höfen im Auslande, bei dem hohen Adel, die Fortschritte Wolfgangs, des kleinen Tonmeisters, sie bekunden die diplomatische Klugheit, mit der Leopold vorgeht, sich diese höchsten Kreise zu erschließen, Empfehlbriefe zu erhalten, und alle seine Schritte waren in dieser Richtung wohlüberlegt. Sie werfen aber auch interessante Streiflichter auf die örtlichen und sozialen Verhältnisse, wie er sie vorfand und beurtheilte, immer hübsch vorsichtig nach allen Seiten ausschauend, stets darauf bedacht, für seine Zwecke das Nützliche rechtzeitig und in geeigneter Weise anzustreben und nach Möglichkeit zu erreichen; sie verzeichnen endlich nicht minder freudvoll irgend welche Erfolge, wie hinwieder leidvoll das Mißlingen so mancher Pläne, die er durchzuführen gedachte zum Wohle Wolfgangs, sowie der Familie.

Sein erzieherlicher Einfluß auf seinen Wolfgang wirkt ohne Unterlaß fort, er läßt ihn überall wo sich Gelegenheit ergibt, Musik hören, Partituren jeder Art studieren, vergleichen, urtheilen, und während Wolfgang in allem diesem das gehorsame, willige, liebevolle und lernfleißige Kind bleibt, da der Vater Alles selbst besorgt, was die Tagesbedürfnisse beanspruchen, eilt sein Genius den Jahren weit voraus und entfaltet, gottbegnadet, seine Schwingen, als ob er bereits, wie fast keiner seiner Zeitgenossen und seines Alters, zum Manne gereift wäre. Ist nun irgend

etwas zu Hoffendes in Aussicht, oder Erwartetes in Erfüllung gegangen, so versäumt der Vater nicht, als frommer Christ durch die Freunde in Salzburg aus der weiten Ferne hl. Bitt- und Dankmessen in verschiedenen Kirchen der Stadt und Umgebung zu bestellen, und wie er es war, so erzog er auch seinen Sohn gottesfürchtig und fromm. Als Wunderkind angestaunt, von den damaligen großen Meistern noch nicht mit Eifersucht bedacht, da sie außer Concurrnz mit ihm standen, gieng er wenigstens in dieser Zeit wie ein phänomenales Himmelsgestirn im Weltenraume, überall wo er auftrat, örtlich seine glanzvollen Wege. Ich sage örtlich, da man nicht behaupten kann, daß sein Ruhm schon jetzt in die Massen der Nationen und Bevölkerungen drang; dazu fehlten die Vermittlungen durch die Presse, wie sie heutzutage bestehen, und darum blieb auch die Bewunderung zum großen Theile nur in jenen Kreisen, in welchen zu verkehren er durch die Bemühungen seines Vaters und durch gefundene Protectionen in der Lage war.

Als Leopold mit der Familie von seiner dritten Reise, jener außer Deutschland, im Jahre 1766 zurückkehrte, war Wolfgang bereits im 10. Lebensjahre. Erzbischof Sigismund ernannte Wolfgang zum hochfürstlichen salzburgischen Violinisten und Concertmeister ohne Gehalt, und sein Nachfolger Erzbischof Hieronymus sofort bei seinem Regierungsantritte 1772 in gleicher Eigenschaft mit 150 fl. R.-W. Gehalt, den er bis zu seiner 1777 erbetenen Dienstenthebung gleich dem Vater, auch während seiner Urlaubszeit unverkürzt bezog. Diese Reisen bezweckten seitens des Vaters für den Sohn eine vortheilhaftere Stellung als jene in Salzburg zu suchen, vorläufig unauffällig und unausgesprochen, und falls dies nicht gienge, so doch Ehren und Geld zu erwerben, um dadurch vielleicht doch den Erzbischof zu bestimmen, den Wolfgang in Salzburg in eine feste und bessere Stellung zu bringen.

An Ehren fehlte es ja auch in dieser Zeit nicht. Und war der künstlerische Erfolg ein ganz ungewöhnlicher, so blieb aber doch der materielle im Großen und Ganzen hinter diesem durch die erlaufenen Reisespesen zurück; für den Haushalt war fast nichts erworben, wenn auch eine Menge von Geschenken, von überflüssigen Uhren, Nadeln, Schmucksachen u. s. w. erhalten wurden. Und an thatfächlichen Auszeichnungen erfuhr Wolfgang doch nur drei: am 8. Juli 1770 die Verleihung des „Ritterordens vom goldenen Sporn“ durch Papsst Clemens IV. in Rom, den seinerzeit auch Glück verliehen erhielt, wonach sich dieser nunmehr nur noch „Ritter von Glück“ nannte, während Wolfgang, als er dieses Kreuz auf den Rath seines Vaters später im October 1777 in Augsburg trug und darüber

gehänfelt wurde, dasselbe von da ab nicht mehr anlegte; ferner am 10. October 1770 die Ernennung zum Mitgliede der Academia filarmonica in Bologna, endlich am 5. Jänner 1771 zum Ehrenkapellmeister jener in Verona.

Auf diesen Reisen wurden hinwieder aber auch vielfache und herbe Enttäuschungen erfahren und hinhaltende Bertröstungen wegen einer Anstellung Wolfgang's auf die Zukunft gemacht, wovon sich nicht eine einzige erfüllte, so dass der Vater immerhin noch froh war, seine und seines Sohnes Stellung am erzbischöflichen Hofe beibehalten zu können.

Mit der wachsenden Zahl der Jahre trat der Knabe aus dem Nimbus des Wunderknaben und damit in die Reihe der bedeutendsten Componisten seiner Zeit, die seine künstlerischen Erfolge nunmehr als Mitbewerber mit Mißtrauen und Neid wahrnahmen, da sie diese ernst zu nehmen anfiengen und zu fürchten begannen, dass er ihnen und ihrem Ruhme gefährlich werden könnte.

Endlich in die Reife des jungen Mannes gekommen, vereinten sich diese alsbald mehr oder weniger, vornehmlich die Italiener, gegen ihn als seine heimlichen und offenen Gegner, welche es nicht dulden wollten, dass er sie überrage. Und von da ab beginnt nun für Wolfgang das harte Ringen und der ernste Kampf um die Existenz, die Trübsal in des Künstlers Erdenwallen, die erst mit seinem letzten Athemzuge enden sollte, wovon seine Schätzer, ein Gluck, ein Beethoven, ein Josef Haydn u. s. w. glücklich vom Schicksale bewahrt wurden.

Durch die wiederholten Diensturlaube wegen seiner und des Vaters Kunstreisen und der dadurch bedingten Abwesenheit von Salzburg, war aber auch schon die armselige Stellung des Sohnes am erzbischöflichen Hofe schwierig geworden und damit nicht minder jene des Vaters. Dem ganzen Gebaren bis nun ruhig und ohne Einspruch zusehend, verweigerte Fürsterzbischof Hieronymus endlich im Jahre 1777 ein neuerlich gestelltes Reiseurlaubsgesuch mit großem Unwillen, „weil er es nicht leiden könne, wenn man so in's Betteln herumreise“. Leopold hatte aber um einen solchen angefleht, weil er fürchtete, dass Wolfgang in Salzburg in Vergeffenheit nach Außen komme, da auch keine Compositions-Aufträge von dorthier an ihn gelangten, Wolfgang aber den beschränkten Wirkungskreis mit der kleinen Besoldung für sein Wissen und Können allzuenge und unzureichend fand, ihm überdies die barsche Behandlungsweise, wie sie Hieronymus gegenüber seinen Hofchergen gewohnt war, nachgerade unerträglich wurde, im Hinblick auf jene, die er an den größten Höfen Europas erfuhr, wo man ihn nicht nur bewunderte, sondern auch mit Auszeichnung

behandelte; auch hatte er die Hoffnung aufgegeben, daß ihm der Fürsterzbischof eine bessere Gesinnung noch jemals entgegenbringen würde, welche er ihm überhaupt nicht mehr zumuthete. Auch der Verkehr Wolfgang's mit den Hofmusikern mag manche zu offene Aeußerung über den Fürsten hervorgerufen haben, über den er sich ungeschont aussprach, ohne zu bedenken, ob sie ihm Schaden bringe, die dann wieder dem Fürsten von Schmeichlern und Heuchlern schadenfroh und in gehässiger Weise zugetragen wurde, und so kam es schließlich, daß alle drei Betheiligten: der Fürst und beide Mozarte miteinander unzufrieden waren. Der Wortlaut „Talenterwucher“ zur Erklärung der Urlaubsverweigerung, wahrscheinlich gefallen in einem scharfen Zwiegespräche des Fürsten mit dem Vater, veranlaßte Wolfgang in einer, bei der Lage, in der sich die Familie Mozart zur Zeit befand, offenbar zu wenig überlegten Ausdrucksweise ein Schriftstück an denselben zu richten, welches nebst anderen solcher Herr Regierungsrath Birckmayer im Archive der k. k. Landesregierung in Salzburg unter den Acten der altsalzburgischen Hofkammer vorfand und 1876 im XVI. Bande der „Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ veröffentlichte. In diesem Schriftstücke erklärte Wolfgang u. a.: „Je mehr die Kinder von Gott Talente erhalten haben; je mehr sind sie verbunden, Gebrauch davon zu machen, um ihre eigenen und ihrer Eltern Umstände zu verbessern, ihren Eltern beizustehen, und für ihr eigenes Fortkommen und für die Zukunft zu sorgen. Diesen Talenterwucher lehrt uns das Evangelium. Ich bin demnach vor Gott in meinem Gewissen schuldig meinem Vater, der alle seine Stunden ohnermüdet auf meine Erziehung verwendet, nach meinen Kräften dankbar zu seyn, ihm die Bürde zu erleichtern und nun für mich, und dann auch für meine Schwester zu sorgen, für die es mir leid wäre, daß sie so viele Stunden beim Flügel (Clavier) sollte zugebracht haben, ohne nützlichen Gebrauch davon machen zu können!“

Diese Motivierung empörte den Fürsten umsomehr, als er bisher 5 Jahre hindurch gegen Beide große Nachsicht geübt hatte und er auch annehmen mußte, daß dasselbe, wenn nicht vom Vater selbst, doch mit dessen Zustimmung vom Sohne verfaßt wurde und an ihn gelangte. Und so decretierte Hieronymus, den eigenhändigen Bescheid auf das Gesuch schreibend, unterm 28. August 1777 wörtlich: „Auf die Hofkammer mit deme, daß Vater und Sohn nach dem Evangelio die Erlaubnis haben, ihr Glück weiter zu suchen.“ Der bei einem Kirchenfürsten in dieser Weise befremdende Hinweis auf das Evangelio, der Spott, der in diesem lag, zeigte die Größe der Erbitterung, in der sich derselbe durch das Vorgehen der

beiden Mozarte befand und ebenso die größte Ungnade, in der Beide dadurch bei ihm gefallen waren.

Der Vater verhielt sich hierauf ruhig, that seinen Dienst, ohne darin gehindert oder gekränkt zu werden, und schickte nur den Sohn mit der Mutter am 23. September 1777 über München, Augsburg, Mannheim mit dem Reiseziele nach Paris, daß vielleicht doch Wolfgang in der einen oder anderen der genannten Städte festen Fuß fassen könne, und dann mit ihm — er selbst.

Bis nun war die Leitung des Sohnes ausschließlich in des Vaters Händen gewesen und da er für seine Person das sichere Einkommen und die Existenz der Seinen durch die Mitreise nicht in Frage stellen wollte, so fiel seine Entscheidung dahin, daß nunmehr die Mutter an seine Stelle trete, Wolfgang geleite und führe, und es fehlte nicht an bestimmten Weisungen und ausführlichen Rathschlägen zu diesem Zwecke, die er Beiden mündlich für die Reise und schriftlich in Briefen ertheilte.

Das stolze Gebäude der Erwartungen und Wünsche, das der Vater unablässig seit 15 Jahren für sich und die Familie auf das ungewöhnliche Talent seines Sohnes für Gegenwart und Zukunft gebaut hatte, es stand noch immer in der Luft, ohne Grundvesten, und erhielt die bedenklichsten Risse, als nun der Sohn Wolfgang mit seiner herzenguten nachgiebigen Mutter allein reiste, die nur in Nachschriften zu des Sohnes Briefen an den Vater, also heimlich und ungesehen an diesen, ihre Ansichten und Wahrnehmungen sich auszusprechen erlaubte. Des Vaters ganze bisher angewandte Klugheit, an das ersehnte Ziel zu gelangen, trug bis nun eigentlich an greifbaren, materiellen Resultaten für den Sohn nur die magere Anstellung am erzbischöflichen Hofe mit — 150 fl. ein. Daß er sich abermal einer illusorischen Hoffnung hingab und wieder schließlich mit Salzburg zufrieden geben mußte, trotzdem er sich mit großem finanziellen Opfermuth entschloß, seine Versuche in dieser Richtung fortzusetzen, das lehrte der negative Erfolg der Pariserreise. Nicht genug an dem, er hatte auch am 3. Juli 1778 den Verlust seiner Frau, die in Paris nach kurzer Krankheit starb, zu betrauern, mit der er nahezu 31 Jahre in Freud und Leid in glücklichster Ehe gelebt hatte, dazu noch die nicht minder traurige Erfahrung, daß seine Erziehungsergebnisse nicht das erreichten, was sie bezwecken sollten, daß die Grundsätze, die er seinem Sohne beibrachte, nicht anhielten, sobald derselbe außer dem Bereiche seiner persönlichen Führung kam —, daß sein Wolfgang als Künstler zwar in eine Höhe der Kunstleistung stieg, wie Keiner seinesgleichen in dem Jahrhunderte, dem er angehörte, die ja auch thatsächlich in ihrem vollen Umfange und zufolge der Be-

deutung seiner Werke erst viele Jahre nach seinem Tode allgemein gewürdigt wurde, aber der Vater nur theilweise erlebte. In allem Anderen erwies sich Wolfgang, der als er Salzburg verließ, bereits 284 Werke, Theater-, Concert- und Kirchenmusik geschrieben hatte, noch immer gleich einem jungen Menschen, der eines weisen und führenden Berathers nicht entbehren konnte.

In München erhielt er wegen einer Hofanstellung durch den Kurfürsten von Pfalzbaiern, Karl Theodor, der seine Residenz von Mannheim dahin verlegt hatte, vorläufig nur Vertröstungen; in Augsburg lernt er die Tochter seines Onkels, des Buchbinders und Bruders seines Vaters, Franz Alois, das „Bäslein Marianne“ kennen, die 2 Jahre älter war, und diese Bekanntschaft wurde rasch eine ebenso vertrauliche als lustige. Davon legen noch Briefe Wolfgangs Zeugnis ab, welche eine Seite Mozarts lebendig zur Anschauung bringen, die man nicht übersehen darf, wenn man sein ganzes Wesen verstehen will. Diese Briefe kamen in den Besitz von Karl, des älteren Sohnes Mozarts in Mailand. Die Originale scheinen allmählich zerstreut worden zu sein. Keines derselben ist aus dessen Nachlaß nach Salzburg in das „Mozart-Museum“ gekommen. Gedruckt erschienen diese nur nach Abschriften. Bald nach der Ankunft in Mannheim, Mitte October 1777, entwickelt sich eine lebhafte Correspondenz mit ihr, die erst nach 4 Jahren am 21. October 1781 endet. Es ist darin eine Lustigkeit, eine Neigung zu Spässen und Scherzen, die zu lachen machen und nichts als zu lachen machen, welche man im kindlichen Alter — Mozart war aber schon 21 Jahre alt, — natürlich finden würde, weil dort die Anstrengung des Geistes zu solcher Erholung und Erfrischung im angemessenen Verhältnisse steht. Dieser Hang zu albernen und kindischen Spässen, wie man sie bei Erwachsenen nennen muß, blieb Wolfgang aber auch noch in späteren Jahren eigen. — Das „Bäsle“ starb im hohen Alter von 83 Jahren am 25. Jänner 1841 in Bayreuth im Hause des Postdirectors Strubel.

In Mannheim verweilten Mutter und Sohn $4\frac{1}{2}$ Monate, welcher längerer Aufenthalt durchaus nicht die Billigung des Vaters erlangt, der besorgen mußte, daß dieser seine Pläne mit Absicht auf Paris durchkreuze, wie dies und die Folge lehrte, in Wirklichkeit der Fall war.

Hier wurde dem Sohne noch manchertei anderer Verkehr, über welchen er getreulich dem Vater Bericht erstattet.

Dem mündlich gehaltenen Vortrag sei an dieser Stelle noch eine Episode eingefügt, die gewiß nicht ohne Interesse ist.

• Er lernte am 22. November 1777 den 33jährigen Christoph Martin Wieland, seit 1772 Prinzenenerzieher in Weimar, persönlich kennen, der bereits berühmt ist als einer der ersten Shakespeare-Übersetzer ins Deutsche, als Verfasser von Märchen, Romanen, wie romantischen und komischen Dichtungen u. s. w., und der hier in Mannheim seine „Rosemunde“ — ein Singspiel in drei Aufzügen — im künftigen Carneval zur Aufführung bringt. Er schreibt am 27. December: „Wieland kennt mich aber noch nicht so, wie ich ihn, denn er hat noch nichts von mir gehört. Ich hätte ihn mir nicht so vorgestellt, wie ich ihn gefunden. Er kommt mir im Reden ein wenig gezwungen vor, eine ziemlich kindische Stimme, ein beständiges Gläselgucken, eine gewisse gelehrte Grobheit und doch zuweilen eine dumme Herablassung. Mich wundert aber nicht, daß er (wenn auch zu Weimar oder sonst nicht) sich hier so zu betragen geruht; denn die Leute sehen ihn hier an, als wenn er vom Himmel gefallen wäre. Man geniert sich ordentlich wegen ihm, man redet nichts, man ist still, man gibt auf jedes Wort Acht, was er spricht. Nur schade, daß die Leute oft so lange in der Erwartung sein müssen, denn er hat einen Defect in der Zunge, vermög er ganz sachte redet und nicht 6 Worte sagen kann ohne einzuhalten. Sonst ist er, wie wir ihn alle kennen, ein vortrefflicher Kopf. Das Gesicht ist vom Herzen häßlich, mit Blattern angefüllt und eine ziemlich lange Nase. Die Statur wird sein beiläufig etwas größer als der Papa“.

Und am 10. Jänner 1778 berichtet er wieder: „Der Hr. Wieland ist, nachdem er mich nur 2 Mal gesehen hat, ganz bezaubert. Er sagte das Letztemal nach allen möglichen Lobsprüchen zu mir: „Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie angetroffen habe“, — und drückte mich bei der Hand. Heut ist die („neu componierte Poesie, nebst neuer componierter Musik des Herrn Anton Schweizer“ — Kapellmeister in Weimar und Gotha —) „Rosemunde“ im Theater probiert worden, sie ist — — gut, aber sonst nichts. Denn wenn sie schlecht wäre, so könnte man sie ja nicht aufführen? — gleichwie man nicht schlafen kann, ohne in einem Bett zu liegen! Doch es ist keine Regel ohne Ausnahme — ich habe das Beispiel gesehen. Drum gute Nacht!“

Mozart verkehrte insbesondere häufig im Hause des Hofkammer-rathes Serrarius und mit dem churfürstlichen Director der Mannheimer Kapelle Christian Cannabich, dessen beide Töchter, Therese Pierron Serrarius und Rosa Cannabich, seine Clavier-schülerinnen wurden; auch bei anderen Familien übernimmt er Musik-Lectionen, componiert fleißig, wirkt in Akademien mit, und veranstaltet solche öffentlich und in Familientreisen

seiner Bekannten. Vom Vater treffen häufig Briefe ein, die auf den Sohn einwirken, darunter auch einmal mit der Frage „ob Wolfgang nicht das Beichten etwa vergessen habe?“ Diese Frage hat ihn „ein wenig verdrossen“ und er antwortet (20. December 1777): „Ich habe (bezüglich dieser Frage) nichts dawider einzuwenden. Nur eine Bitte erlauben Sie mir und diese ist: nicht gar so schlecht von mir zu denken! Ich bin gern lustig, aber seien Sie versichert, daß ich trotz einem Jeden ernsthaft sein kann. Ich habe seit ich von Salzburg weg bin (und auch in Salzburg selbst) Leute angetroffen, wo ich mich geschämt hätte, so zu reden und zu handeln, obwohl sie 10, 20 und 30 Jahre älter waren, als ich! Ich bitte Sie also nochmals und recht unterthänig eine bessere Meinung von mir zu haben.“

In Mannheim macht Wolfgang aber auch die Bekanntschaft mit der Familie des Theater-Souffleurs und Noten-Copisten, Fridolin von Weber, den Bruder von C. M. von Webers Vater, und war dies der hauptsächlichliche Grund des längeren, vom Vater Leopold unvorhergesehenen und gänzlich außer seiner Berechnung gelegenen Aufenthaltes. Aloisia, die zweite Tochter, in ihrem 15. Jahre eine aufblühende Schönheit, gewann nämlich die volle Zuneigung Wolfgangs, welche er derselben mit der Innigkeit und glühenden Begeisterung der ersten Liebe entgegenbringt. Wolfgang erwähnt Aloisia zuerst am 6. December 1777, und in einem Briefe vom 17. Jänner 1778 schreibt er an seinen Vater: „Sie singt vortrefflich und hat eine schöne reine Stimme — es geht ihr nichts als die Action ab, dann kann sie auf jedem Theater die Prima Donna machen“, er unterweist sie im Clavier und Gesange, und schreibt für selbe, laut Brief vom 28. Februar 1778, „zu einer Uebung die Arie „Non so d'onde viene“ (Op. 294), die so schön von Bach componiert ist, aus der Ursach weil ich die von Bach so gut kenne, weil sie mir so gefällt und immer in Ohren ist; denn ich hab versuchen wollen, ob ich nicht ungeachtet diesem Allem im Stande bin eine Arie zu machen, die derselben von Bach gar nicht gleicht. Sie sieht ihr auch gar nicht gleich . . . Es ist ein Andante sostenuto (vorher ein kleines Recitativ) in der Mitte der andere Theil: Nel seno, destarmi, dann wieder das Sustainuto — . . . ich habe sie accurat für die Weberin geschrieben und sie paßt ihr wie ein Kleid auf dem Leibe.“ — Rein und schön drückt diese Arie die Empfindung eines jungen Mädchens aus, die in voller Unschuld in Staunen und Zweifel über die Regungen ihres Herzens geräth, die sie selbst nicht versteht, wie Köchel darüber urtheilt. Diese singt Aloisia in einer Akademie bei Cannabich, dann am Hofe der Prinzessin von Oranien in Kirchheim-Boland bei Mannheim, nebst einigen anderen älteren Arien, so aus seiner

theatralischen Serenade „Ascanio in Alba“ (Op. 111), dem Drama „Lucio Silla“ (Op. 135) und der theatralischen Cantate „Il Re Pastore“ (Op. 208). Er ist entzückt — „meine liebe Weber hat sich und mir unbeschreibliche Ehre gemacht“ — und all sein Thun beherrscht Aloisia! Nach dem Borerwähnten kann es nicht Wunder nehmen, daß Wolfgang dem Vater bereits schon am 4. Februar 1778 ausführlich mittheilte, er wolle zunächst in Mannheim bleiben und die übernommenen, darunter Flöten-Compositionen vollenden, von welchem ihm der Vater der Aloisia die Copiaturen völlig unentgeltlich besorgt und zwar für einen holländischen Officier Mr. de la Pottrie, der ihn mit 200 fl. honoriert und sein guter Freund und Schüler gegen „4 Ducaten für 12 Lectionen“, ist, obwohl er immer ganz stoff wird, wenn er immer für ein Instrument, daß er nicht leiden kann, schreiben soll“, wie er sich am 14. Februar 1778 brieflich äußert. Es waren solche und andere Compositionen in Summa 22. „Unter dieser Zeit wird sich Vater Weber bemühen, sich wo auf Concert's mit mir zu engagieren; da wollen wir miteinander reisen... Wenn ich mit ihm reise, so ist es just soviel, als wenn ich mit Ihnen reisete. Deswegen habe ich ihn gar so lieb, weil er das Äußerliche angenommen, ganz Ihnen gleicht und ganz Ihren Character und Denkungsart hat... Ich habe diese bedrückte Familie (4 Töchter und 1 Sohn) so lieb, daß ich nichts mehr wünsche, als wie ich sie glücklich machen könnte und vielleicht kann ich es auch. Mein Rath ist, daß sie nach Italien gehen sollten.“

Endlich rückt er mit einem in ihm gereiften, bestimmten Plan hervor: „Er will die Mutter bis nach Augsburg zurückbegleiten und von dort nach Salzburg abholen lassen, die beabsichtigte Reise nach Paris ganz aufgeben und mit Aloisia, dann der ältesten Schwester Josefa (für die er 13 Jahre später in Wien die Partie der „Königin der Nacht“ in der „Zauberflöte“ schrieb), weil sie auch kocht, und deren Vater nach Italien (Verona, Benedig), der Schweiz, vielleicht auch nach Holland auf eine Concert-Tournée gehen“... und hat dabei den Hintergedanken — Aloisia zu heiraten. Er schreibt immer mehr dringliche Briefe an den tiefbekümmerten und dadurch in große Aufregung gesetzten Vater. Eine Nachschrift der Mutter zu diesem Briefe vom 4. Februar läßt der schwachen Mutter Denken und Fühlen erkennen. Sie lautet: „Mein lieber Mann! Aus diesem (Wolfgang's) Brief wirst Du ersehen haben, daß wenn Wolfgang eine neue Bekanntschaft macht, er gleich Gut und Blut für solche Leute geben wollte. Es ist wahr, sie (Aloisia) singt unvergleichlich; allein da muß man sein eigenes Interesse niemals auf die Seite setzen. Es ist

mir die Gesellschaft mit dem Wendling (Flötist) und Ramm (Oboist in der Mannheimer Kapelle) niemals recht gewesen, allein ich hatte keine Einwendungen machen dürfen und mir ist niemals geglaubt worden. Sobald er aber mit den Weberischen ist bekannt worden, so hat er gleich seinen Sinn (wegen der Pariserreise) geändert. Mit einem Worte: bey anderen Leuten ist er lieber als bey mir, ich mache ihm in einem und anderem was mir nicht gefällt Einwendungen und das ist ihm nicht recht. ... Ich schreibe dieses in der größten Geheim, weil er beim Essen ist. Addio, ich verbleibe Dein getreues Weib Marianne Mozartin."

Der Vater beantwortete unterm 12. Februar diesen letztgenannten Brief Wolfgang's und dieser Brief gewährt nicht allein die klarste Einsicht in die damalige gegenseitige Situation, sondern er ist das beste Zeugnis für den Charakter beider Mozarte und ihr Verhältnis zu einander, und darum mögen die wesentlichsten Stellen daraus folgen.

Er schreibt: „Deinen Brief vom 4. habe ich mit Verwunderung und Schrecken gelesen. Ich fange auch an, ihn heute den 11. zu beantworten, indem ich die ganze Nacht nicht habe schlafen können und so matt bin das ich ganz langsam Wort für Wort schreiben und ihn nach und nach bis morgen zu Ende bringen muß. Ich war gottlob jetzt immer wohl auf; allein dieser Brief, an dem ich meinen Sohn an nichts anderem mehr erkenne, als an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaubt, sein gutes Herz durch Schmeicheleien und gute schöne Worte jedermann bloßstellt, sich vor jedem auf alle ihm gemachte Vorstellungen nach Belieben hin und her lenken läßt, und durch Einfälle und grundlose nicht genug überlegte, in der Einbildung thunliche Ausichten sich dahin bringen läßt, dem Nutzen fremder Leute seinen eigenen Ruhm und Nutzen, und sogar den Nutzen und die feinen alten ehrlichen Eltern schuldicke Hilfe aufzuopfern, dieser Brief hat mich umsomehr niedergeschlagen, als ich mir vernünftige Hoffnung machte, daß Dich einige Dir schon begegnete Umstände und meine hier mündlich und schriftlich gemachte Erinnerungen hätten überzeugen sollen, daß man, um sein Glück sowohl, als auch sein nur gemeines Fortkommen in der Welt zu suchen, und unter der so verschiedenen Art guter, böser, glücklicher und unglücklicher Menschen endlich das gesuchte Ziel zu erreichen, sein gutes Herz mit der größten Zurückhaltung verwahren, nichts ohne die größte Ueberlegung unternehmen und sich von enthusiastischen Einbildungen und ohngefähr blinden Einfällen niemals hinreißen lassen müsse. Ich bitte Dich, mein lieber Sohn, lese diesen Brief mit Bedacht, nehme Dir die Zeit solchen mit Ueberlegung zu lesen — großer, gütiger Gott, die für mich ver-

gnügten Augenblicke sind vorbei, wo Du als Kind und Knab nicht schlafen giengst, ohne auf den Stuhl stehend, mir das oragio fiagata fá vorzusingen, mich öfters und am Ende auf das Nasenspißl zu küssen, und mir zu sagen, daß wenn ich alt seyn werde, Du mich in einem Kapfel, wo ein Glas vor, vor aller Luft bewahren wolltest, um mich immer bei Dir und in Ehren zu halten. Höre mich demnach mit Geduld! Unsere Salzburger Bedrückungen sind Dir vollkommen bekannt, Du weißt mein schlechtes Auskommen und endlich warum ich Dir mein Versprechen gehalten, Dich weiter gehen zu lassen, und alle meine Drangsalen. — Die Absicht Deiner Reise waren zwei Ursachen: einen beständigen guten Dienst zu suchen, oder wenn dies mißlingt, sich an einen großen Platz zu begeben, wo große Verdienste sind. Beides gieng auf die Absicht Deinen Eltern beizustehen und Deiner lieben Schwester fortzuhelfen, vor allem aber Dir Ruhm und Ehre in der Welt zu machen, welches auch theils in Deiner Kindheit schon geschehen, theils in Deinem Jünglingsjahre, und jetzt nur ganz alleine auf Dich ankommt in ein's der größten Ansehen, die jemals ein Tonkünstler erreicht hat, Dich nach und nach zu erheben. Das bist Du Deinem von dem gütigsten Gott erhaltenen außerordentlichen Talente schuldig und es kommt nur auf Deine Vernunft und Lebensart an, ob Du als gemeiner Tonkünstler, auf den die Welt vergißt, oder als ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern liest, — ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschäfert mit einer Stube voll nothleidender Kinder auf einem Strohsack, — oder nach einem christlich hingebachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Reichthum, mit Allem für Deine Familie wohl versehen, bei aller Welt in Ansehen sterben willst. Dein Vorschlag (ich kann kaum schreiben, wenn ich daran denke) mit Herrn Weber und NB. 2 Töchtern herumzureisen, hätte mich beinahe um meine Vernunft gebracht Nenne mir einen großen Componisten, der sich würdiget einen solchen niederträchtigen Schritt zu thun? . . . Fort mit Dir nach Paris und das bald, setze Dich großen Leuten an die Seite — aut Caesar aut nihil! —“

So der Vater! Mitte März 1778 reisten denn endlich Mutter und Sohn von Mannheim ab, und waren nach Paris neun und einhalb Tage unterwegs gewesen. Auf Paris setzte der Vater große Hoffnung und glaubte, es könne Wolfgang nicht fehlen, dort bald berühmt zu werden und also auch Geld zu erwerben. Er hatte die überaus glänzende Aufnahme im Gedächtnis, welche er daselbst vor 14 Jahren mit seinen Kindern gefunden hatte, und war überzeugt, daß man dem Jüngling die gleiche Theilnahme schenken werde, der das, was er als Kind versprochen hatte,

in einer Weise erfüllte, die einem denkenden Beobachter ungleich wunderbarer erscheinen mußte, als selbst die unglaublichsten Leistungen des Knaben.

Er rechnete somit auf das gute Gedächtnis so vieler vornehmer und angesehenen Personen, deren Gunst sie erfahren hatten. Und doch hatte der kluge Mann in mehr als einer Hinsicht falsch gerechnet. Die Verhältnisse lagen jetzt gegen früher, ganz anders. Namentlich Besuche bei vornehmen Leuten zu machen und ihre Gunst zu suchen wie ehemals der Vater, das war Wolfgang höchlich zuwider. — Wolfgang fand dort vornehmlich den Erwerb durch Musik-Lectionen und componierte daher in Mannheim mehr, als in Paris, wo er doch sieben Monate weilte. Aber auch hier gieng er in Absicht der Erlangung einer Stelle leer aus.

So lange die Mutter lebte, hatte der Vater die gehegte Hoffnung nicht aufgegeben; nach deren Tod aber wurde es ihm nun selbst bange, Wolfgang allein in Paris zu lassen. Allmählig setzte sich in ihm inzwischen der Gedanke fest, Wolfgang wieder in f. e. Dienste in Salzburg zurückzubringen. Es war der Hoforganist Cajetan Adlgasser im December 1777 gestorben, Volly, der I. Hofcapellmeister, noch mit dem Gehalte eines II. Capellmeisters, starb auch im Juli 1778. Daran knüpfte der Vater die Combination, daß der Erzbischof ihm die Stelle und den Gehalt des ersten Capellmeisters, und Wolfgang jenen als Hoforganist geben werde, mit der Erlaubnis alle 2 Jahre einen Urlaub antreten zu können — und er schrieb an Wolfgang Ende August 1778 — „so könnte er sicher Rechnung machen, daß sie alle Monat 115 fl. wenigstens, und wie es jetzt ist, mehr als 120 fl. monatlich gewisse Einkünfte hätten; Lectionen gäbe es auch nebenbei, für 12 Lectionen 1 Dukaten oder 4 Gulden.“ — Auch war endlich auch Wolfgang selbst nicht mehr gerne in Paris. Andererseits ist ihm Salzburg verhasst geworden. Alle Schreiben des Vaters an den Sohn zielen nun darauf, ihn wieder für salzburgische Dienste willfährig zu machen, mit manchen Versprechungen an denselben. Wolfgang folgt dem Willen des Vaters, er verläßt am 26. September Paris, nimmt aber immer noch zögernd, den Weg über Straßburg, Mannheim und München zur Heimreise, in welcher letzterer Stadt er wieder die inzwischen auch dahin übersiedelte Weber'sche Familie trifft, mit deren Vater er bis nun in Correspondenz blieb. Die Aloisia jedoch scheint ihn nicht mehr zu kennen, sie ist bei der churfürstlichen Oper angestellt. Er setzt sich in ihrem Zimmer ans Clavier und singt rasch entschlossen: „Ich laß das Mäd'el gern, das mich nicht will!“ — und damit ist sein erster Liebesroman ausgespielt, der dem Vater so viel Kummer machte, daß dieser

seither gegen diese Familie ein vollständiges Mißtrauen hegte und davon auch nicht mehr zu bekehren war. — Aber auch das Bäsle findet er dort, dasselbe wird von ihm nach Salzburg zum Besuche eingeladen und er selbst langt endlich Mitte Jänner 1779 bei seinem Vater ein, abermals mittellos und stellenlos, wird aber im väterlichen Hause wie der verlorene und wiedergekehrte Sohn, mit offenen Armen und großer Freude empfangen.

Der Erzbischof hat vergessen und verziehen und ernannte ihn auf sein vom Vater klug vorbereitetes bittliches Einschreiten schon am 17. Jänner zum Hoforganisten „mit den aufhabenden Verrichtungen sowohl in dem Dom, als bey Hof und in dem Kapelhaus, daß er diese mit embsigen Fleis ohnklagbar verseehe, auch den Hof und die Kirche nach Möglichkeit mit neuen von Ihme gefertigten Compositionen bediene“, wofür ihm, wie dessen Vorfahren, ein jährlicher Gehalt von 450 fl. zuerkannt wurde, — der Vater erhielt aber am 25. September gleichen Jahres zu dem bisherigen Jahresgehalt von 400 fl., gleichfalls noch weitere 100 fl. beigelegt. Im Kreise der Familie und der engeren Freunde Mozart's, war man eifrig bestrebt, das Möglichste zu thun, Wolfgang das Leben in Salzburg soviel es nur immer angieng, angenehm zu machen. War ja doch nun selbst der von seinen Zukunftssträumen gar arg ernüchterte Vater mit diesem bescheidenen, aber sicheren Posten seines Sohnes zufrieden gestellt. Die Freunde aber der Familie Mozart wohnten in der nächsten Nähe ihres Wohnhauses, in der Getreide- und heutigen Sigmund Häffnergasse und am Kranzmarkt, so die: Barisani, Häffner, Schiedenhofen, Gilowsky, Mölk u. s. w. und bildeten die Holzschschützengesellschaft.

Wolfgang componierte fleißig für die Kirche und den f. e. Hof, Kirchen- und Kammermusiken, an 46 Werke, bis dieses sein Ruheleben balde abermals sein Ende fand mit dem ihn und sein Talent ehrenden Auftrag seitens des Churfürsten Karl Theodor, für den Münchener Carneval 1781 die große Opera seria „Idomeneo“ zu schreiben. Er verließ Salzburg zu dem Ende am 6. November 1780 und dirigierte dort an seinem Geburtstag am 27. Jänner 1781 deren erste Aufführung. Von München weg, wurde er durch den Erzbischof zu ihm nach Wien, wo derselbe zur Zeit weilte, abberufen und es beginnen damit nach kurzer Zeit Wolfgang's selbständigen Jahre.

Dort trifft er wieder die Weber'sche Familie, die schon im December 1780 von München dahin gezogen war, da Aloisia als Opersängerin am k. k. Hoftheater Ausstellung hatte. Er miethet sich dort anfangs bei der Mutter ein und verliebt sich nunmehr in Constanze; der Vater will es aber nicht haben, daß dadurch Wolfgang mit den Weberschen — die er

instinctiv nicht mochte — ins Gerede komme, und Wolfgang wechselt zwar seine Wohnung, läßt aber nicht von Constanze. Es erfolgt im Mai Wolfgang's neuerliches Zerwürfniß und damit gänzlich die Losfagung vom Erzbischof, womit er sich auf eigene Füße stellt, um Constanzen zu heirathen. Der Vater jedoch räth davon wieder mit allem Nachdruck ab. Der Sohn setzt — zwar immer in voller Ehrerbietung, aber doch fest —, den Einwendungen seines Vaters gegen diese Ehe den eigenen Willen gegenüber. Damit sieht nun der Vater all' die Herrlichkeit, die er für die Zukunft seines Sohnes noch immer exträumte, vollständig in Trümmer sinken, infolgedessen die Liebe zum Sohne immer mehr erkaltete, insbesondere seitdem Wolfgang seine Constanze wirklich am 4. August 1782 zum Traualtare führte. Wolfgang hatte soeben seine erste deutsche Oper: „Die Entführung aus dem Serail“ vollendet, welche den Intriguen der Italiener mit all' ihrer Hinterlist begegnet, so daß Kaiser Josef einen Befehl zur Ausführung ergehen läßt, welche Intriguen ohne Aufhören fort dauern. Die väterliche Einwilligung zur Ehe kam erst einige Tage später, nach langem Widerstreben „willig, obgleich unwilligen Herzens!“

Leopold machte in demselben Briefe Wolfgang zugleich darauf aufmerksam, „wie er als Vater nicht mehr erwarten könne, daß Wolfgang beitragen werde, ihn aus der ungünstigen Lage zu befreien, in die er sich, nur um Wolfgang fortzuhelfen, gesetzt habe. Die Pariser Reise allein setzte ihn in die Schuldenlast von über 800 fl., die er nun alljährlich abzubezahlen habe, ein Betrag, der nahezu einem zweijährigen Jahreseinkommen gleichkomme, und Wolfgang möge auch nicht darauf rechnen, von ihm jetzt oder künftig noch etwas zu erhalten und von diesen Umständen auch seine Braut in Kenntniß setzen.“

Damit war nun auch der Bruch zwischen Vater und Sohn vollzogen.

Der Vater sah schon in der ersten Begegnung mit der Weber'schen Familie das einher schreitende Verhängniß voraus, jetzt hatte sich dieses vollzogen, unerbittlich, ihm zur tiefsten Betrübniß.

Wolfgang erwiderte am 7. August: „Ich küsse Ihnen die Hände und danke Ihnen mit aller Zärtlichkeit, die immer ein Sohn für seinen Vater fühlte, für die mir gütigst zugetheilte Einwilligung und den väterlichen Segen. Ich konnte mich aber auch gänzlich darauf verlassen, denn Sie wissen, daß ich selbst alles — alles was nur immer gegen einen solchen Schritt einzuwenden ist, nur zu gut einsehen mußte und aber auch, daß ich, ohne mein Gewissen und meine Ehre zu verletzen, nicht anders handeln konnte; mithin konnte ich auch ganz gewiß darauf bauen.

— Ich bitte Sie nur um mein voreiliges Vertrauen auf ihre väterliche Liebe um Verzeihung; durch dieses mein aufrichtiges Geständnis haben Sie einen neuen Beweis meiner Liebe zur Wahrheit und Abscheu vor Lüge. — Mein liebes Weib wird nächsten Posttag ihren liebsten, besten Schwiegerpapa um seinen väterlichen Segen, und ihre geliebte Schwägerin um die fernere Fortdauer ihrer werthesten Freundschaft bitten. Bei der Copulation (in der Wiener Hauptpfarre im St. Stephansdom durch Ferdinand Wolff, Priester der f. e. Cur dortselbst) war kein Mensch, als die (Braut) Mutter (Maria Cäcilia Weber, geb. Stamin) und die jüngste Schwester (der Constanze) Sophie, Hr. (Johann) Thorwart (k. k. Theatralhof-Directions-Revisor, als Vormund der Letztgenannten), Hr. v. Zetto (Johann Carl von Kronstorff, k. k. oe. Landrath), Beistand der Braut, und der Gilofsky (Franz de Urazowa, Magister Chirurgiae et Anatomiae, ein Salzburger) als mein Beistand. Als wir zusammen verbunden wurden, fieng sowohl meine Frau, als ich an zu weinen; davon wurden alle, fogar der Priester gerührt, und alle weinten, da sie Zeugen unserer gerührten Herzen waren.“ —

Das junge Ehepaar — Mozart im 27., die Constanze im 20. Lebensjahre — bezog den zweiten Stock des Grünwald'schen Hauses auf der hohen Brücke Nr. 387, wo Mozart mit Vater und Schwester bereits im Herbst 1767 gewohnt hatte, und wechselte in der Zeit ihrer etwas über neunjährigen Ehe noch sechsmal die Behausung, deren letzte, wie oben erwähnt, Mozart zum Sterbehause wurde.

Die Ehe war die denkbar glücklichste. Aber „der Haushalt fieng mit nichts, oder gar mit Schulden an und war auf ungewisse und schwankende Einnahmen angewiesen. Seine Sorgen um denselben wurden Wolfgang durch wiederholte, lang anhaltende Krankheiten seiner Frau noch erschwert, welche kostspielige Sommeraufenthalte in Baden nöthig machten, und dadurch war es auch ihr erschwert sich des Hauswesens in der Art anzunehmen, wie es einem Manne, wie Wolfgang gegenüber ganz besonders nöthig gewesen wäre. Sie übte nicht den geistigen Einfluss auf ihn durch dauernde Einwirkung den Schwächen seiner Organisation für das öconomische Gebiet nachzuhelfen, auch verstand sie es nicht die Macht der Ordnung und Regel eines weiblichen Hausregimentes mit soviel Klugheit und Energie geltend zu machen, daß der lenksame Mann ihr die Leitung dieses Departements gerne völlig übergeben hätte, wenn sie auch die Mißstände scharf empfand. . .“ Ohne ihr deshalb Vorwürfe zu machen, schließt D. Zahn seine Ausführungen (III. Bd. 250), darf man sagen, daß, wenn Constanze eine Hausfrau gewesen wäre, wie Wolfgang ein

Componist, es auch in ihrem Hause wohl gestanden hätte. ... Er hat diese Fehler und Schwächen durch Mangel und Entfagung, Kummer und Sorge, durch Beschämung und Demüthigung gebüßt und durch den Tod gesühnt. Die Entstellungen hämischer Reider und kleinlicher Splitterrichter haften nicht an dem was unsterblich ist."

Der Vater jedoch, all' dies voraussehend, hatte nicht zu schwarz gesehen: die Ehe war dem Sohne zum Verhängnis geworden und dieses begann schon, als er die Weber'sche Familie kennen lernte in Mannheim!

Der Briefwechsel zwischen Sohn und Vater währte jedoch demungeachtet ununterbrochen fort. Ende Juli 1783 besuchte Wolfgang mit Constanze den Vater in seiner seit Wolfgangs Fortgang von Salzburg Witverwohnung am Hannibal- (jetzt Makart-)Platz und verblieb 3 Monate bei ihm, verließ ihn aber sehr verstimmt, da Constanze nichts von all' den fürstlichen Geschenken bekam, die einst der Mozart'schen Familie auf den Kunststreifen zutheil geworden waren.

Wolfgang sah diesmal seine Geburtsstadt zum letztenmale.

Vom 10. Februar bis 25. April 1785 — die Tochter Marianne hatte ein Jahr vorher den ersten Reichsfreiherrn Joh. Baptist von Berchtold zu Sonnenburg, den f. e. Pfleger zu St. Gilgen geheirathet — erwiederte der Vater seinen Besuch in Wien, zeigte sich aber im Ganzen mit des Sohnes Wolfgangs Lebensverhältnissen nicht zufrieden.

Wolfgangs Briefe an denselben wurden nun in der Treibjagd nach Verdienst immer kürzer, und aus dem Jahre 1787 liegt gar nur ein einziger vor, als Wolfgang von der Erkrankung des Vaters Nachricht erhielt.

Derselbe lautet am 4. April 1787: „Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt, umsomehr als ich aus Ihrem letzten Briefe vermuthen konnte, daß Sie sich, Gott Lob, recht wohl befinden. Nun höre ich aber, daß Sie wirklich krank seien. Wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen entgegensehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, obwohl ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da der Tod, genau zu nehmen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern sehr viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinen Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu

lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht, so jung als ich bin, den andern Tag nicht mehr sein werde, und es wird doch kein Mensch von allen die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre; und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mitmenschen.“

Dieser Brief drückt das Siegel auf das schöne, echt menschliche Verhältnis, welches trotz der Irrfahrten des Herzens zwischen Vater und Sohn bestand; im Angesichte des Todes stehen sie als Männer einander gegenüber, gefaßt durch die Überzeugung, daß echte Liebe und Treue, ernstes Streben nach Wahrheit und Sittlichkeit über die Schranken des irdischen Daseins hinausreichen.

Mit sorgender Theilnahme verfolgt der Vater — nachdem er es aufgegeben hatte, an die Möglichkeit zu denken, daß Wolfgang je einmal wieder in die f. e. Dienste nach Salzburg zurückkehren werde — trotz der Trübung dieses schönen Verhältnisses auch ferners noch die Gestaltung der äußeren Umstände seines Sohnes, aber er weist mit consequenter Strenge jeden Anspruch auf thätige Unterstützung zurück, auf die dieser durch seine Selbständigkeitserklärung sich selbst das Recht genommen habe; nur seinen väterlichen Rath, nicht immer in der schonendsten Form, ihm zu ertheilen, ist er stets bereit. So bleibt er sich selbst gleich und die Rührigkeit und die Thätigkeit, welche er für den fernen Sohn nicht mehr wie früher entwickeln kann, tritt dafür in seinen Beziehungen zur Tochter unausgesetzt in gleicher Weise hervor, und seine ganze Liebe trägt er auf deren erstes Kind aus ihrer Ehe, auf das Enkelkind Leopold über — es mußte auf seinen Wunsch in seiner Wohnung geboren werden, und der Großvater wurde sein Taupathe.

Am 28. Mai 1787 endigte ein rascher Tod das von Mühsal und Plage belastete Leben Leopolds, der durch einen seltenen Verein von klarer Einsicht und unermüdblicher Thätigkeit, von gleich unbestechlicher Liebe wie Strenge, die schwierige Aufgabe gelöst hatte, einen genialen Sohn zum Künstler zu erziehen, — der als Dank für alle diese seine Verdienste es nicht weiter als zu einem bescheiden besoldeten Vicekapellmeister, und dessen unsterblicher Sohn im irdischen Lebensgange in fester Stellung es auch nicht weiter zu bringen vermochte als im 31. Lebensjahre am 7. December 1787 zum k. k. Kammermusik-Compositor mit jährlich 800 fl., und weiters am 4. August 1791 in seinem Sterbejahre zum unentgeltlichen Kapellmeister-Adjuncten beim St. Stephans-Dom, welche Stelle mit Gehalt anzutreten er aber nicht mehr in die ihm so nothwendig

gewesene Lage kam. Vater und Sohn, Beiden war in ihrer Ehe ein siebenfacher Kindersegen geworden, kämpften tapfer und niemals muthlos um ihre Existenz. Beide erreichten nur bescheidene Existenz-Plätzchen für ihr sicheres tägliches Brod! Der Sohn aber schuf 626 vollständige Werke und außerdem noch 109 solcher, welche verloren giengen. Für all' diese vielen und von „Domeneo“ ab (sein Opus 368) so manche unerreichten Geistesproducte, die er sozusagen mit seinem Herzblute schrieb, — davon allein in Wien an 250 — blieb ihm die Mitwelt so ziemlich alles schuldig, was er zu erhoffen berechtigt gewesen war, während er mit vollen Händen überreiche Anthteile von und an seiner Unsterblichkeit den Menschen spendete, die Millionen solcher noch heute entzücken, und deren Gemüthsaiten in allen Welttheilen erklingen lassen seit sie der Menschheit zum Erbtheile geworden sind für alle Zeiten! Grillparzer, „der weniger beliebte, als berühmte, weniger gefeierte, als geehrte Dichter“, konnte darum ebenso schön als wahr von Mozart sagen: „Was er gethan und was er sich versagte, wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhmes“. (Siehe: Festgedicht zur Enthüllung von Mozart's Standbild in Salzburg, 4. September 1842“, im I. Bd. pag. 126 der sämtlichen Werke, Stuttgart bei J. G. Cotta 1872). Aber in der einen Schale dieser Wage liegt die Vater- und Sohnesliebe, die sie gegenseitig nicht minder zu ihrem Ruhme im irdischen Lebensgange bethätigten, und in der zweiten alle Freud' und jedes Leid, das ihnen geworden ist, früher und dann später, als sie nicht mehr aufeinander angewiesen waren und sich ihre Lebensgänge für immer voneinander schieden!

